

Gastkolumne

Die EU ist zum Scheitern verurteilt

Drei Fehlentwicklungen höhlen die Europäische Union allmählich aus: zu viele Regeln, zu viele Schulden, zu wenig Demokratie



Paul Widmer

Die EU ist zum Scheitern verurteilt – das ist ein riskanter Titel. Deshalb sage ich gleich, dass es sich um ein Zitat aus Wolfgang Streecks neuem Buch «Zwischen Globalismus und Demokratie» handelt. Der ehemalige Direktor des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung in Köln war bisher vor allem für seine Kapitalismuskritik bekannt. Ich will mich indes nicht hinter ihm verbergen. Der Titel entspricht auch meiner Überzeugung.

Bevor ich mit meiner Kritik einsetze, möchte ich jedoch festhalten, dass der europäische Einigungsprozess für die Entwicklung Europas anfänglich sehr positiv war. Die Vorgängerorganisation der EU, die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), suchte mit wirtschaftlichen Verflechtungen militärischen Konflikten vorzubeugen und ein breites Wirtschaftswachstum anzukurbeln. Die EWG war attraktiv. Das Bündnis von ursprünglich sechs Staaten wuchs rasch. Selbst Grossbritannien strebte die Mitgliedschaft an.

Grosse Verdienste erwarb sich die EWG auch nach dem Fall der Mauer. Die Perspektive, eines Tages dieser Organisation beitreten zu können, wirkte auf die Nationen des Balkans domestizierend. Man vergleiche nur mit Afghanistan, wo die Staatenbildung kläglich scheitert. So hätte es auch beim

Zerfall Jugoslawiens ohne europäisches Fernziel herauskommen können.

Aber dann wurden 1992 mit dem Vertrag von Maastricht die Weichen falsch gestellt. Es setzte der suprastaatliche Ausbau ein. Die EU-Kommission erhielt grosse Kompetenzen. Es entstand, um mit Hans Magnus Enzensberger zu sprechen, «das sanfte Monster Brüssel». Namentlich Kommissionspräsident Jacques Delors trieb die zentralistische Entwicklung voran. Dem Franzosen schwebte vor, innert eines Jahrzehnts 80 Prozent der Wirtschafts-, Steuer- und Sozialgesetzgebung von den Nationalstaaten nach Brüssel zu transferieren.

Ganz so weit kam es dann nicht. Aber drei Fehlentwicklungen nahmen ihren Lauf.

Da erfolgte erstens eine deutliche Abkehr von einer liberalen Marktpolitik hin zu einem überregulierten Binnenmarkt. Heute werden rund ein Drittel der Gesetze nicht von den Mitgliedsstaaten, sondern von Brüssel erlassen. Die Übertragung von Hoheitsrechten an die EU geht auf Kosten der Einzelstaaten. Doch zu welchem Nutzen? Grossstaaten wirtschaften, wie Dirk Jörnke in seinem lesenswerten Buch «Die Grösse der Demokratie» unterstreicht, nicht effizienter als Mittel- oder Kleinstaaten. Kein Wunder folglich, dass ein Land wie Grossbritannien zusehends am Kontrollverlust litt und sich für den Austritt entschied.

Folgenswer war auch der Beschluss, ohne politische Einigung eine gemeinsame Währung einzuführen. Die Ungleichheit zwischen den erfolgreichen und den weniger erfolgreichen Staaten nahm dadurch zu. Nur eine Vergemeinschaftung der Schulden hätte Abhilfe verschaffen können. Doch dazu waren die prosperierenden Nationen des Nordens aus guten Gründen nicht bereit. Sie



ILLUSTRATION: GABI KOPPE



Korrektur bedeutet vor allem Rückverlagerung der Kompetenzen an die einzelnen Mitglieder. Ist dies möglich? Gewiss. Geschichte verläuft nicht linear.

bestanden darauf, dass dies ausdrücklich verboten werde, so geschehen in Artikel 125 des Vertrags über die Arbeitsweise der EU. In den ersten Krisen in Portugal, Italien und Griechenland bemühte sich Brüssel noch, sich daran zu halten. Doch dann folgte mit Mario Draghis Machtwort («whatever it takes») der Dammbbruch. Mehrmals versorgte die Europäische Zentralbank mit Milliardenbeträgen in schwindelerregender Höhe die notleidenden Länder und beruhigte so die nervösen Märkte. Die Ökonomen mögen sich den Kopf zerbrechen, wie man aus diesem Schneeballsystem wieder herauskommt.

Und dann ist da noch das Demokratieproblem. Der liberale Soziologe (und einstige EU-Kommissar) Ralf Dahrendorf deckte das grundsätzliche Dilemma schon vor zwanzig Jahren auf: Suprastaatliche Lösungen bedeuten stets einen Verlust an Demokratie. Je mehr Entscheide aus den Nationalstaaten nach oben, sprich Brüssel, verlagert werden, umso weniger haben die Bürger dazu zu sagen. Mittlerweile machen sich sogar die höchsten Gerichte in Deutschland und Frankreich darüber Sorgen, ganz zu schweigen vom offenen Widerstand in Ländern wie Polen, Dänemark oder Ungarn.

Es braucht darum eine dreifache Korrektur: bei der Überregulierung, der Schuldenwirtschaft und dem Demokratiedefizit. Sonst dürfte es mit der EU nicht gutgehen. Korrektur bedeutet vor allem Rückverlagerung der Kompetenzen an die einzelnen Mitglieder. Ist dies möglich? Gewiss. Geschichte verläuft nicht linear. Das tut nur die Chronologie. Die erlebte Zeit hingegen wird von der Vernunft oder Unvernunft der Menschen geformt.

Paul Widmer war Diplomat und HSG-Dozent für internationale Beziehungen.

Medienkritik

Günstiges Marketing mit Gendersprache



Aline Wanner

Die Nachricht, dass es Frauen gibt, ist nun auch im Aargau angekommen. Seit neustem hat CH Media eine Leitlinie zur geschlechtergerechten Sprache. Das verkündete deren publizistischer Leiter Pascal Hollenstein diese Woche gönnerhaft: «Wir machen Ernst», schrieb er in einem Tweet. «Frauen fühlen sich nicht mitgemeint, wenn ausschliesslich männliche Formen gewählt werden», heisst es im Reglement. Das generische Maskulinum taugt nicht mehr «zur Beschreibung einer Welt, in der Frauen einen gleichberechtigten Platz einnehmen sollten».

Das Branchenportal «Personlich» berichtete über die Veränderung der Sprache, die gegenwärtig auch viele andere Medienhäuser beschäftigt. Der «Blick» etwa nennt in seiner Berichterstattung «in der Regel beide Geschlechter». Die TX Group befindet sich «in der Erarbeitung eines Leitfadens» für eine «inklusive, diskriminierungsfreie Sprache». An die weiblichen Formen der SRF-RadiomoderatorInnen haben wir uns längst gewöhnt.

Während manche Leute noch immer aufgeregt darüber diskutieren, ob und wie die Sprache verschiedene Geschlechter einschliesst oder nicht, hat sich diese längst verändert. Die Medienhäuser betreiben damit heute gerne Imagepflege. Die Kader haben gemerkt: Inklusion ist en vogue (vor allem bei der Zielgruppe der jungen Frauen) und eignet sich bestens als einfaches und günstiges Marketinginstrument.

Ohne dass sich ihre Arbeitgeber aufplustern und viele Sitzungen zur potenziellen Verwendung von Sonderzeichen einberufen, könnten sich die Journalistinnen und Journalisten längst an eine einfache Regel des Berufsstandes halten: Wir bilden – so verständlich und einfach wie möglich – die Realität ab. Diese besteht auch aus Frauen. Die Redaktionen können dann ihre Ressourcen darauf verwenden, selbst diverser zu werden.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Wird das Lesen überschätzt?



Patrick Imhasly

Wir sind in den Ferien – es ist die Zeit des Lesens. Seit Jahrzehnten pflege ich stets dasselbe Ritual: In der letzten Woche vor den Ferien besorge ich mir ein paar jener Bücher, die ich schon lange lesen wollte, die Musse dazu im Alltag aber nie fand. Denn um in die Welt eines Buchs einzutauchen, muss ich mich ihm hingeben können – intensiv und anhaltend, nicht bloss einige Minuten hier, wenige Zeilen dort.

In diesen Herbstferien in der Provence bin ich nun endlich dazu gekommen, das «Jahresbankett der Totengräber» des Romanciers Mathias Enard zu lesen. Es ist die phantastische Geschichte eines jungen Pariser Anthropologen, der in die westfranzösische Provinz

zieht, um für seine Doktorarbeit das Landleben im 21. Jahrhundert im Stile der teilnehmenden Beobachtung zu erkunden, wie das früher Ethnologen für das Studium exotischer Völker auf Papua-Neuguinea getan haben. Das Problem ist, dass der Forscher dabei die Distanz zu seinen Untersuchungsobjekten zusehends verliert und dem Landleben näher kommt, als ihm lieb ist.

Das Sittengemälde einer Region rund um Niort, nordöstlich von La Rochelle, wächst sich aus zu einem wilden, lustvollen und geistreichen Ritt durch das Gefüge unserer Gesellschaft und durch das kulturelle und kulinarische Erbe längst vergangener Zeiten. Als Nächstes habe ich mir «Eine kurze Geschichte der Menschheit» von Yuval Noah Harari vorgenommen. Mit der Nonchalance und zugleich Genialität des Universalhistorikers erklärt der israelische Gelehrte, der auch ein wenig zum Pop-Star geworden ist, woher der Mensch kommt, was ihn antreibt und warum er noch nicht reif ist für eine vernünftige Zukunft.

Ich bin ein alter Romantiker und hänge der Vorstellung nach, dass das Lesen einen zum besseren Menschen macht. Meine beiden

Söhne ticken da anders. Als sie klein waren, liebten sie es, wenn ich ihnen über Wochen hinweg ein Buch als Gutenachtgeschichte vorlas – wie haben wir geschwärmt von den fabelhaften Wesen in der «Unendlichen Geschichte» von Michael Ende. Später haben sie alle Harry-Potter-Bände verschlungen. Als sie dann endlich im Besitz ihres ersten Handys waren, hörten sie mit dem Lesen auf. Sie selbst würden das natürlich nie so sagen. Er sei ja ständig am Lesen, findet der Kleinere – halt am Handy statt in einem Buch. Das kann man so sehen. Tatsache ist aber auch: Wenn die Schülerinnen und Schüler in der Sekundarschule einen Text lesen müssen, setzen sie alles daran, irgendwo eine Hörversion davon aufzutreiben. Dermassen uncool scheint das Lesen geworden zu sein.

Aus Gesprächen mit anderen Vätern habe ich den Eindruck gewonnen, dass Männer sich besonders schwer damit tun, wenn sich ihre Kinder der Kultur des Lesens entwöhnen oder gar entziehen. Das mag damit zusammenhängen, dass es für viele Väter zum Bildungskanon gehört, dass insbesondere ihre Söhne Klassiker wie «Der Graf von



Als sie dann endlich im Besitz ihres ersten Handys waren, hörten sie mit dem Lesen auf.

Monte Christo», «Die Abenteuer des Huckleberry Finn» oder dann wenigstens ein paar Geschichten aus «Tausendundeiner Nacht» gelesen haben. Oft vermögen sich Väter aber auch ganz einfach nicht vorzustellen, dass ihre Kinder anders sozialisiert werden könnten, als sie das selbst einmal erlebt haben.

Aber wie schlimm ist es, wenn die Kinder im Zeitalter der digitalen Medien lieber schauen und hören, als zu lesen? Stellt das tatsächlich den Anfang des Untergangs der abendländischen Kultur dar, wie das viele befürchten? Vielleicht stecken wir gerade – ähnlich wie Mathias Enards Anthropologe im dörflichen Frankreich – mitten in einem sozialen Experiment, dessen gravierende Folgen wir erst in ein paar Generationen erkennen werden. Vielleicht ist aber alles halb so wild, und das Lesen wird völlig überschätzt. Zwar stehen meine beiden Söhne mit den Kommaregeln auf Kriegsfuss, dafür schreiben sie erstaunlich einfallsreiche und witzige Texte. Woher sie das haben, ist mir allerdings ein Rätsel.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».